

Neuerfindung des Bucovina-Sounds

Fragen an den Frankfurter Musiker und DJ Stefan Hantel alias Shantel

Herr Hantel, wie würden Sie selber Ihre Musik bezeichnen?

Als Musik aus Kontinentaleuropa – ein Sound, der diesen kulturellen und geographischen Flickenteppich ganz gut verkörpert. Es ist aber vor allem ein urbaner Sound – ich mache keine traditionelle Musik, keine World Musik oder Folklore. Man hat mich immer stark im Balkan oder Osteuropa verortet. Diese Einflüsse spielen vielleicht eine Rolle, aber keine dominante. Man kann das vielleicht mit Tango nuevo, Latin Pop oder Ragga Muffin vergleichen: Das sind Musikstile, die so niemals in den so genannten Herkunftsländern hätten entstehen können – die sich gerade in der Fremde, in der Diaspora wie in New York oder London, weiterentwickeln.

Sie sorgen aber dafür, dass bestimmte traditionelle Richtungen wie Klezmer oder Polka ein größeres Gehör finden. Songs wie „Disco Partizani“ haben schon dafür gesorgt, dass Künstler aus Osteuropa, die dort keine Chance haben, stärker in Deutschland akzeptiert sind. Aber die Akzeptanz hängt davon ab, dass sie innerhalb des hiesigen Authentizitäts-Begriffes performen. Das ist das Dilemma: Man möchte beispielsweise keine Roma-Kapelle, die mit Synthies spielt. Dieselbe Ablehnung konnte man beobachten, als in den 70er Jahren afrikanische Musiker auf einmal mit E-Gitarren experimentierten. Ich habe das Glück, dass ich mir als Exot eine Oase erschaffen habe. Ich bin schon seit 10 Jahren sehr erfolgreich unterwegs und meine Zuhörerschaft wächst. Dieses Jahr war ich schon in Mexiko, bin demnächst in New York und Kanada. Meine Musik ist ein nicht klar definierter

Klangkosmos. Klar, man kann manche Melodien vielleicht dem Klezmer zuordnen, andere klingen eher slawisch. Bei den Rhythmen bin ich mir gar nicht sicher, weil ich

lich einfache Produktionsmittel, mit denen man aber viel machen konnte. Das war eine Art von Demokratisierung in der Musik. Vorher konnte man nur mit lukrativen

Vielfalt und die pluralistische Schnittstelle zwischen vielen Traditionen existiert heute dort nicht mehr. Ich habe nur noch eine Kulisse, eine leere Hülle vorgefunden. Es war dann so, dass ich mir gesagt habe: Ich akzeptiere diese Vergangenheit als Teil meiner Identität, aber als Künstler und Musiker orientiere ich mich nicht an der Geographie. Meine Musik ist meine persönliche Interpretation der Bucovina, die Neuerfindung des Mythos, etwas sehr Virtuelles.

Sie leben in Frankfurt. Hat die Internationalität dieser Stadt Ihre Musik geprägt?

Ich muss schon sagen, dass der Bucovina-Club damals am Schauspiel Frankfurt als Abendprogramm nur deswegen so umgesetzt werden konnte, weil die Stadt ein sehr schöner Schmelztiegel ist. Berlin beispielsweise verfügt auch über viele Nationalitäten und Szenen, die aber nicht miteinander kooperieren. Als ich damals mit der Club-Reihe am Schauspiel anfing, war das eine wahnsinnige Mischung aus ganz verschiedenen Szenen. Elektronik traf auf HipHop, Muslime auf Juden, auf Ex-Jugoslawen, Rumänen, Griechen und Türken.

Sie haben im Bahnhofsviertel auch schon einen Club betrieben.

Ja, das war das Lissania in der Kaiserstraße. Ende der 80er/90er war das Bahnhofsviertel eine spannende Spielwiese. Ich hatte dort eine irre Zeit und habe einige Clubprojekte angestoßen. Ich habe damals dort alles gelernt, was man über Popkultur wissen muss. Auch darüber, wie man Genre Grenzen niederreißen kann. Hinsichtlich der

Freiräume und Experimentierflächen ist es dagegen heute für Künstler sehr schwierig geworden. Ich selber mache daher in dieser Stadt fast gar nichts mehr.

Stimmt das, dass Sie an der Goethe-Universität mal Soziologie studiert haben?

Ja, auch Kunstgeschichte und Kommunikationsdesign. Das ist für mich alles auch heute noch wichtig und spannend. Als Musiker brauche ich den inhaltlichen Background und interessiere mich für geschichtliche Zusammenhänge. Ich erzähle ja auch immer Geschichten in meinen Songs. Ich habe mal eine Compilation namens „Kosher Nostra – Jewish Gangster Greatest Hits“ herausgegeben, über den kulturellen Clash einer ethnischen Minderheit in der Fremde. Nur Hedonismus und Spaß haben ist für mich als Künstler keine Motivation.

Was erwartet die Besucher auf dem Sommerfest, wie viele Musiker werden auf der Bühne stehen?

Ich bin mit meiner Band unterwegs, die sich jedes Jahr fast neu zusammensetzt. Es ist ein umfangreiches und vielfältiges Programm von 2 bis 2 ½ Stunden. Meine Hits sind natürlich dabei, aber es gibt auch viel Neues. Es ist ein Heimspiel für mich, darüber freue ich mich besonders. Ich fühle mich auch sehr geehrt, dass ich an dem Jubiläum der Goethe-Universität teilnehmen darf!

Die Fragen stellte Dirk Frank.



Photo: Matthias Hornbauer

Shantel & Bucovina Club Orkestar spielt am **18. Juli** auf dem Uni-Sommerfest (ab 22 Uhr, Hauptbühne, Campusplatz).

Mehr Infos zum Sommerfest unter www2.uni-frankfurt.de/50932382/sommerfest-woche

da eher auf bodenständige Rhythmen setze aus dem Bereich Disco, Rock/Pop und Dancefloor.

Dabei haben Sie in den 90ern noch eine Musik gemacht, die man als Downbeat bezeichnet. Kruder & Dorfmeister standen ja für diese Richtung.

Ja, wir haben auch einiges zusammen gemacht. Ich war fest in der elektronischen Szene verankert. Techno und House fand ich allerdings scheußlich, uninteressant. Aber alles, was sich daneben tat, fand und finde ich interessant. Ich war ohnehin nie Musiker in dem Sinne: Hier sind die Noten und jetzt spiel' es mal runter. Mit dem Aufkommen des Samplers und anderer digitaler Technologien gab es plötz-

Plattenverträgen und entsprechendem Budget Musik machen.

Eine Reise in die Heimat Ihrer Großeltern nach Czernowitz, das heute in der Ukraine liegt, war der Anlass für eine musikalische Neuausrichtung. Wie hat man sich das vorzustellen, wie sind Sie dort vor Ort von der Musik „infiltriert“ worden?

Schon als Jugendlicher wollte ich immer dorthin, und nachdem die Mauer gefallen war, habe ich das auch in die Tat umgesetzt. Und ich bin dort hingereist mit einer Vielzahl an romantischen Erzählungen über die Bucovina-Kultur im Gepäck. In der Realität dort vor Ort habe ich davon allerdings nichts mehr vorgefunden. Die kulturelle

Der Student und das Eigenheim

Studie über Bedürfnisse künftiger Entscheider bei Tagung »The University and the City« präsentiert

Bezahlbaren Wohnraum, am liebsten als Eigentum – das wünschen sich Frankfurter Studierende mit Perspektive auf das Jahr 2035. „Die eindeutige Tendenz zu einem bürgerlichen Werteprofil hat uns überrascht“, sagt Alexander Ebner, Professor für Politische Ökonomie und Wirtschaftssoziologie an der Goethe-Universität. Zusammen mit der Diplom-Volkswirtin Nina Rodmann und den Studenten Joachim Gros und Aaron Schwarz hat er eine Studie konzipiert und durchgeführt, die der Frage nachging: Wie sehen die Studierenden an der Goethe-Universität die Metropolregion im Jahr 2035? Initiiert und beauftragt worden war die

Studie von der Wirtschaftsinitiative FrankfurtRheinMain, einem Zusammenschluss von rund 150 in FrankfurtRheinMain angesiedelten Unternehmen, darunter die FRAPORT AG und die Deutsche Bank AG. Die Ergebnisse standen im Mittelpunkt des Eröffnungsabends der internationalen Konferenz „The University and the City“ an der Goethe-Universität.

Die Studierenden von heute sind die Entscheider von morgen – und somit ist ihr Bild von der Region wichtig für die weitere Entwicklung des Standortes. Denn wer gern im Rhein-Main-Gebiet lebt und nach dem Abschluss hierbleiben möchte, könnte ein Gewinn sein für den Wirtschafts-, For-

schungs- und natürlich auch Universitätsstandort. Doch wie sieht das Bild aus, das sich Studierende der Wirtschaftswissenschaften, der Soziologie und der Rechtswissenschaften von der Region machen, welche Ansprüche und Erwartungen haben sie an die Region? Das hat das Team um Alexander Ebner mit Hilfe von 100 Befragungen ausfindig zu machen versucht. „Genug, um ein solides Meinungsbild zu rekonstruieren“, wie Ebner bekräftigt.

Wunsch nach (Wohn-)Eigentum

Demnach werden von den heute an der Uni Eingeschriebenen vor allem die hohen Mieten, die

Fortsetzung auf Seite 13

